

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 8 (1904-1905)
Heft: 1

Artikel: Amselsang
Autor: Fischer, Wilhelm
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-662470>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 19.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Willen mehr, sie sind die Knechte ihrer albernen Kindergewohnheiten. Seid auf der Hut und paßt rechtzeitig auf eure Gewohnheiten auf, daß sie euch nicht die Königskrone der Selbstbeherrschung vom Haupte reißen! Wer diese Krone nicht trägt, der wird nie ein rechter Vater werden und niemals auf Erden eine Heimat finden und keinen Menschen glücklich machen.

Amsel sang.

Erzählung von Wilhelm Fischer in Graz.

Nachdruck verboten.

Oben auf der Hochleiten blühen jetzt erst die Apfelbäume; unten im Tal sind sie schon abgeblüht. Hat so ein Baum ein rosig weißes Frühlingsgewand an, so ist er immer schön anzuschauen. Und angeschaut hat ihn gerade die Marei. Sie selber hat ein Nieder an, das wie bemalt ist mit roten und grünen Blümlein und aus dem die weiße Hemdkrause aufsteigt und sich schmal um den feinen Hals legt. Ihr Köpferl hat dunkle Scheitel, und die Augen, die eher lachen als weinen können, sehen durch das Blütengezweige des Apfelbaumes, das schon weiß genug ist, auf das schimmernde Weiß eines fernen Schneeberges. Das blendet aber so, daß sie die Augen schließen muß, und wie sie diese wieder aufmacht, steht der Oberbauer Sepp vor ihr. Der ist gerade auch nicht uneben gewachsen. Er hat seinen Sonntagsrock an, der grüne Hut sitzt ihm bescheiden auf dem nicht zu kleinen Blondkopfe.

„Na, was machst denn du da, Sepp?“ fragt sie ihm. „Willst leicht mit deinem Schädel ein Loch in unserm Herrgott seinen Sonntag hineinrennen?“

„Siehst es ja, Marei. Ich renn' nicht, bin schön stad,“ gibt er zur Antwort.

„Und was willst denn?“

„Meine Mutter läßt dich fragen, ob du zu Pfingsten mit ihr in die Kirche von St. Jakob gehen willst, wenn du mit der andern Nachbarin von drüben nicht nach St. Kunigund gehst.“

„Ich werd' mir das noch überlegen und deiner Mutter Bescheid sagen. Gehst wohl wieder, Sepp?“

„Ich möcht' eher eine Weil' dableiben, und mit derselbigem Antwort hat's noch Zeit.“

„Mir ist's recht. Platz ist genug für dich da, siehst es. Die Leiten hat auch einen schönen, grünen Teppich; wirft nicht hart treten, wenn du umeinander gehst.“

„Nein, ich möcht' dich noch etwas fragen, Marei. Du bist nicht zu groß gewachsen, aber ich mein', gscheit genug. Deine Mutter ist vor ein paar Jahren gestorben, und du hast die Wirtschaft schon von klein auf lernen müssen, weil sich das so geschickt hat. Ja, und vom Lernen möcht' ich dich etwas fragen.“

„Was ich gelernt hab', Sepp, das brauchst mich nicht auszufragen. Ich geh' nicht mehr in die Schul'.“

„Nein, nein, nicht dich ausfragen will ich. Was ich lernen soll, möcht' ich wissen.“

„Und da fragst mich?“

„Eben keine andere. Soll ich in die höhere Schul' in die Stadt lernen geh'n, wie die Mutter will, oder auf dem Hof bleiben, wie der Vater möcht'? Das frag' ich dich.“

„Auf die Antwort mußt noch warten. Ich werd' mir's überlegen.“ Und auf ihrem hübschen Antlitz war etwas wie ein Lächeln zu sehen.

„Bist mir etwa leicht herb* von damals her, als wir zwei noch in die Schul' gegangen sind? Da hab' ich dir einmal in deinen Zecker* zu dem Strickzeug eine Kröte hinein gelegt, die ich heimlich gefangen hab', ich schlechter Kerl. Und wie du denselbigen Zecker aufgemacht hast, um nach dem Strickzeug zu langen, da hast aufgeschrien: Jesus Marie! Und mich hat der Herr Lehrer später beim Ohr erwischt und sich daran festgehalten, damit er nicht falle.“

„Geh', die dumme Geschicht' hab' ich längst vergessen.“

„Also bist nicht etwa herb auf mich?“

„Das werd' ich dir ein andermal sagen, denn, schau, weil du da bist, hat der Fölsstein eine Haube gekriegt, darunter hätten mehr als hundert solche Dick Schädel Platz, wie der deinige ist. Und vom Schneefeld, das früher so rein hergeglänzt hat, ist nichts mehr zu sehen. Und noch mehr: Eine Amsel, die immer um die Zeit auf dem Apfelbaum gesungen hat, ist auch nicht gekommen, weil du da bist. Was soll das heißen? Bist etwa ein unfrommer Bub, der da hergeschickt worden ist, ich weiß nicht von wem, um mir den Sonntag zu verderben?“

„Nein, Marei, glaub's nicht, daß ich anders bin als fromm; sonst möcht' ich dich nicht um Verzeihung bitten von wegen der Kröten. Das tue ich nur dir und niemandem sonst. Muß denn eins immer gerade in der Kirchen steh'n, um fromm zu sein?“

„Nein, das nicht, Sepp. Siehst da oben die Basselwand? Die ist hohl und eine Kirche ist darin mit einem Altar, der ist aus lauter weißen Kalktropfen gebaut. Und der Bach fließt durch, der unten im Tal als Hammerbach wieder zum Vorschein kommt. So lang er durch die Kirche fließt, ist er schön still und fromm, wie er aber unten aus der Tür hinauskommt ins Freie und den hellen Tag über sich hat, fängt er an zu tanzen, singt dazu und kennt sich vor Übermut nicht aus. Ja, sagt' er dir, wenn du ihn fragen tätst: ein Frommer kann auch lustig sein. Was?“

„Und ein lustiger Bub kann auch die Frommheit verschwiegen unter dem Brustlatz tragen, mein' ich. Aber ich bin nicht lustig.“

„Weshwegen nicht?“

* böse. * Arbeitstasche.

„Von wegen der Frag', weist es eh. Geistlich werden oder Bauer bleiben. Ein Meßbuch oder einen Pflugsterz in die Hand nehmen. Und du willst mir nicht raten, Marei.“

„Ich will schon, aber ich muß erst gescheiter werden. Gehst jetzt, Sepp?“

„Nein, ich will mich noch bei euch etwas umschauen, dem Vater einen guten Tag sagen.“

„Du hast's nicht eilig,“ antwortete sie und tat, als ob sie verdrießlich wäre; doch in ihren Augen lag ein Lächeln. „Na, so komm!“

Sie gingen an dem Bienenstand vorbei, und Marei hieb vor einem Korbe stehen. Außen vor dem Flugloch spazierten einige Bienen auf der Brücke fleißig hin und her und hielten aufmerksam Wacht, damit sich nichts Fremdes nahe. Das hätten sie gleich drinnen in der Burg melden müssen. Aber die Marei kannten sie ja gut, deshalb versahen sie ruhig ihren Dienst weiter. „Bleib zurück, Sepp, vor dem Bienenvogel,“ sagte Marei; „dich kennt er nicht.“

„Beileibe,“ erwiderte er: „ich bleib' nicht zurück, wo du vorausgehst. Ich fürcht' mich vor dem Bienenvogel auch nicht.“ Mit diesen Worten stellte er sich an ihre Seite.

Aber da kam gleich ein Rundscharfer geflogen und setzte sich auf Sepps Hand. Der blieb ruhig und ließ den Landwehrmann untersuchen, so viel er wollte. Und als ihm dieser nahe an das Gesicht flog, um dort besser nachzusehen, aus welcher Sippe der Gast stamme, verhielt sich Sepp furchtlos, wie einer, der ein gutes Gewissen hat. Jetzt mußte der ausgesandte Vorposten genug; er flog wieder zurück zu den Kameraden, teilte ihnen etwas mit, was man nicht hörte und alles blieb in Ordnung wie es war.

Aber Marie lächelte: „Schau, du bist fromm, Sepp, das hat der eine Bienenvogel dem andern eben gesagt.“

Und sie gingen weiter dem Hause zu.

Auf dem Wege lag eine Egge; die hatte die Stacheln gegen den Himmel gefehrt und lag da wie ein gefährliches Geschöpf, obgleich es ein harmloses Feldgerät war.

Marie meinte: „Stolpert eins da drüber bei Nacht, so kann es sich einen Denktettel davon holen, der ihn nicht freut. Die Egge gehört in den Schuppen hinein. Nur ist niemand da, der mir s' hinein tragen tät.“

„Ich bin auch da,“ erwiderte Sepp, ergriff die Egge mit beiden Händen, hielt sie schwer über der Schulter und legte sie leicht in dem Schuppen nieder.

„Hörst, Sepp, was mußt du in deinem Leben schon Knödel gegessen haben, um so viel Kraft in deine beiden Hände gekriegt zu haben!“ sagte Marie, ohne zu lächeln.

„Ich hab' mir's wie ein anderer schmecken lassen, und vom Essen kommt Kraft. Das hab' ich immer gehört.“

„Recht so; du bist ein Fleißiger.“

Und sie kamen zum Hause. Das war stattlich genug, hatte blankte Fenster und grüne Läden mit weißen Rändern. Auf der Stufe saß der Großvater, hatte seine gute Weste an und hielt das qualmende Pfeifchen im Munde. Sepp grüßte den Alten und dieser sagte: „Bist auch da, Sepp? Hast schönes Wetter gebracht?“

„Ich möcht' eins mitnehmen.“

„Das kannst auch, wenn du immer zufrieden bist.“

„Immer nicht.“

„Wo fehlt's?“

Nun sagte Marei zum Großvater: „Hört's, Ahnl, Ihr wißt eh so viel, und der Sepp da weiß nicht einmal so viel, was er werden soll. Sagt ihm ein gutes Wörtel darüber. Ihr versteht es, ich nicht.“

„Ja, das ist nicht so leicht zu wissen, was einer werden soll, eh' er noch über den Baun gestiegen ist. Ist er einmal darüber, dann ist's so alles eins. Jez gehst herum, mein Bub, und alle Dinge, die fliegen vor dir vorbei, daß du nichts genau siehst. Was du aber willst, das ist ein fester Grund, worauf du stehen kannst. Und darauf richtet sich die rechte Sehnsucht jedes jeden Braven: einmal auf festen Boden zu kommen. Ja. Und da fällt mir etwas aus der biblischen Geschichte ein. — Wie die große Sündflut gewesen ist und der Noah in seinem Kasten gesessen ist, da hat er eine Taube beim Fenster über das große Wasser hinausgelassen, und die ist zurückgekommen und hat ihm ein Ölblatt mitgebracht, als ein Zeichen vom festen Land. — So muß auch der Mensch seine richtige Sehnsucht wie eine Taube nach dem festen Land seines Lebens ausschicken, und bringt sie ihm das Ölblatt zurück, dann ist's recht, wenn nicht, dann ist's gefehlt. Das ist alles, was ich sagen kann. Bist zufrieden damit?“

„Ich mein' schon,“ sagte Sepp „und ich dank' für die Red'.“

„Dann ist's auch gut,“ sagte der Alte und paffte wieder fleißig aus dem Pfeifchen.

„Wenn du es nur nicht vergißt,“ sprach Marei.

„Ich nicht,“ erwiderte Sepp.

Die beiden gingen dann in die Stube, wo der Vater am Tische saß und rechnete. Sepps „Grüß Gott“ erwiderte er freundlich und wandte sich dann an die Tochter: „Schau, du kannst mir mit dem Rechnen helfen. Verstehst's leicht besser als wie ich.“

„Ich tue gern, was ich kann, Vater!“ Sie rechnete eine Weile, dann gab sie dem Sepp ein Blatt: „Sollst mitrechnen dasselbige,“ sagte sie, „die Ziffern steh'n schon darauf.“

Als beide fertig waren, verglichen sie die Rechnung; aber der Endbetrag stimmte nicht. „Eins von uns beiden hat gefehlt,“ sagte Marei, „aber welches?“

Sie rechnete nun dem Sepp die Ziffern laut vor, und da fand sich's, daß er sich geirrt hatte.

„Na, Sepp,“ tröstete sie ihn, „die größte Sünd' ist es auch nicht, wenn eins beim Rechnen ein bißel fehlen tut. Kann mir auch geschehen.“

„Nein,“ erwiderte er, „du bist im Rechnen aber schon gar fix.“

„Ja, auf die Marei kann sich eins schon verlassen,“ sagte der Vater, und in seinem Antlitze lag etwas wie Stolz.

Da kam die Jungmagd Kathel vom Tal herauf, wo sie im Dorf gewesen war, und brachte ein feines Sträußchen roter Nelken mit. Das gab sie der Marei. Diese wollte es zuerst nicht annehmen.

„Kathel,“ sagte sie, „die schönen Nagerln* hast gewiß von jemand Liebem gekriegt. Sollst sie schon behalten und nicht herschenken.“

„Das wohl, Marei. Aber dir tu ich's gern herschenken, und wär' mir ein Übel, wenn du sie nicht annähmest.“

Da mußte schon Marei das schöne Nelkensträußchen annehmen, und sie befestigte es am Nieder, so daß es gar prächtig rot leuchtete.

„Aber jetzt, Kathel, werde ich statt deiner zur Quellen geh'n und das frische Trinkwasser holen, gelt?“

Und ehe die Magd sich dagegen wehren konnte, nahm sie den Krug und ging hinaus. Sepp begleitete sie, weil er ihr gar zu gern zuhörte, wenn sie etwas Gutes zu reden anfing. Das konnte er auch jetzt hören, aber nicht zuviel auf einmal. Sie gingen durch den hochstämmigen Fichtenwald, der fast dunkel war und einen Durchblick gewährte. Draußen lag im Sonnenglanze, wie etwas recht Freudiges, die junge Frühlingswelt. Sie kamen zur Quelle, die aus dem Berginnern, wo sie sich lange verweilt hatte, fröhlich zutage sprang, und Marei füllte den Krug mit dem kühlen, köstlichen Wasser. Dann gingen sie des Weges wieder zurück, den sie gekommen waren, aber nicht so friedlich. Denn ein Bursche stand plötzlich auf dem Wege, der sagte:

„Hier ist Dirndlmaut und meiner Vaters Grund. Eine Schieche lassen wir vorbeigeh'n, aber jede Saubere muß Mautgebühr zahlen. Du, Marei, gib ein rotes Nagerl von deinem schönen Buschen her, der dein Nieder ziert, und alles ist recht, nichts geht schief.“

Dabei blickte er mit frechen Augen auf Marei. Diese wies ihn mit der Hand ab: „Geh' deines Weges, Mathis!“

„Erst bezahlen. Ich laß dich nicht, und wenn drei an deiner Seite gingen, wie der eine da.“

Da trat Sepp mit wild leuchtenden Augen vor und sprach: „Wenn du nicht gleich dahin kehrt, woher du gekommen bist, so sollst du meine Bekanntschaft machen. Aber freuen wird sie dich nicht.“

Dabei hielt er ihm die beiden Fäuste dicht unter die Nase, so daß sie jener gut betrachten konnte. Da besann er sich eines andern; solche Hände, die an so kräftige Arme angewachsen waren, hatte er noch nicht leicht zu Ge-

*) Nelken.

sicht bekommen. Also sagte er: „Ich hab' ja nur gepaßt,“ machte Kehrt und verschwand.

Nun blickte Marei den Sepp recht freundlich an, sprach aber nichts, bis sie zu dem Apfelbaum kamen, auf dem jetzt eine Amsel sang. Da sagte sie: „Hier haben wir uns heut begegnet, hier kannst auch umkehren und heimgehen.“

„Bist etwa noch herb auf mich?“

„Nein: denn hörst, die Amsel ist wieder da und singt, die heut zu Morgen ausgeblieben ist. Und sie singt, daß ich dir gut sein soll. Auch der Fölsstein, siehst, ist wieder frei und glänzt stolz herunter. Also behüt' Gott!“

„Aber ich kann ja nicht geh'n, Marei, bis du mir nicht auf meine Frage geantwortet hast.“

„Ich brauch's nimmer recht zu tun. Der Bienvogel hat schon gesagt, daß du eh fromm bist. Also brauchst nimmer drauf zu lernen, sondern als ein frommer Landwirt sollst dein Leben führen.“

„Ja, das freut mich, Marei, daß du es sagst, und wie! Jetzt hab' ich das Oblatt von der weißen Taube gekriegt. Aber die Mutter . . .“

„Und der Mutter sag', daß ich zu Pfingsten mit ihr nach St. Jakob in die Kirche geh'n werd' und mit keiner anderen.“ (Ende.)

Ein Ausflug in das Gebiet unserer Muttersprache.

Wo wir uns in Kunst und Poesie umsehen mögen, sind wir umgeben von einer erstaunlichen Menge von Formen und Figuren, an die sich die Menschheit seit Jahrhunderten, oft seit Jahrtausenden gewöhnt hat, die sie anwendet, um das Leben zu schmücken, ohne indessen ihre Bedeutung zu verstehen oder sich Rechenschaft darüber abzulegen, woher und wieso sie zu uns kamen. Der Kunsthandwerker z. B. schmückt den Türklopfer mit einer Löwenfranze; Löwen halten an Tore von Villen und Städten Wacht, aus einem Löwenmaul ergießt sich bei uns der erquickende Wasserstrahl unzähliger Brunnen; der Schreiner stellt seine Tische, Konsolen zc. gerne auf Löwenfüße, wie der Hafner seine Öfen, während er bei Wasserkrügen die Öfen oder Henkel in Löwenmasken ausmünden läßt, sowie in ältester und neuester Zeit an Tempeln, Kirchen und Häusern uns weitgeöffnete Löwenrachen und Löwenmasken als Wasserspeier etwas fremdartig anmuten.

In der Tat ist der Löwe etwas weit hergeholt. Neben seiner Bedeutung als Wächter an Toren war er in Egypten Sinnbild für Wasser, wie Plutarch erwähnt, weil, wenn die Sonne ins Zeichen des Löwen tritt, der Nil am höchsten steht. Daraus sind dann die Löwen als wasserspeiende Figuren, die zahllosen wasserspeienden Löwenmasken und -Rachen zu erklären, die sich durch romanische, gotische, wie Renaissance-Zeit an Brunnen und Dächern erhalten haben. Neben